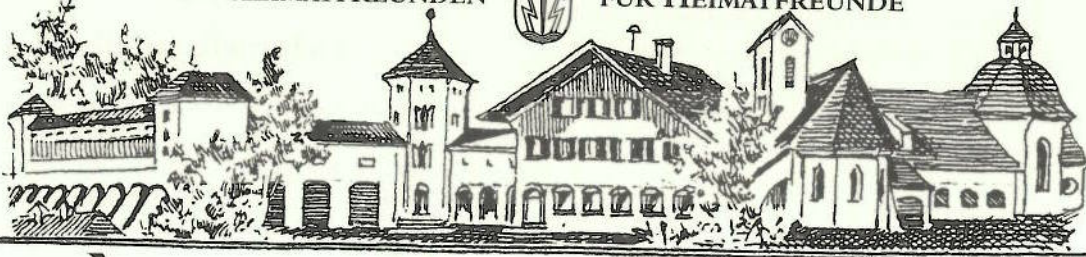


## Geschichte und Geschichten

VON HEIMATFREUNDEN  FÜR HEIMATFREUNDE

## Aus vergangenen Zeiten

## Vom Volksbrauch zwischen Weihnachten und Lichtmeß

## Die zwölf Rauhnächte

Wenn auch schon früher Schlittenfahren, Schlittschuhlaufen und Schneeballschlachten immer ein besonderes Vergnügen für die Kinder und Jugendlichen waren, hatte die Erwachsenenwelt gerade in den früheren Jahrhunderten wenig Auge für die Schönheiten des Winters. In langen dunklen Nächten und düsteren, kalten Tagen saß man bekloppt in der Stube, wenn draußen Winterstürme tobten. Alter Dämonenglaube, mittelalterliche Hexenvorstellungen und die Sehnsucht nach dem Frühling bestimmten das Brauchtum der zwölf Rauhnächte, die man bei uns zwischen Weihnachten und Dreikönig zählt.

Man nennt diese Nächte zuvorderst Rauh- oder Raumnächte, weil man Haus und Hof ausräucherte. Besonders in der Silvesternacht war das »Rachgehn« sehr wichtig. Der Bauer ging mit der Rauchpfanne, in der allerlei Kräuter auf der Holzkohle glimmten (»glost«). Neun verschiedene Kräuter sollten es sein, das wichtigste war der Lavendel. Hinter dem Bauern ging die Bäuerin mit dem Weihwasser, eines der Kinder trug die Laterne, die anderen beteten »hintnach«. Dabei ging man durch jedes Gebäude und jeder Mensch auf dem Hof, aber auch jedes Tier wurde mit Weihwasser besprengt. Bauer und Knecht nahmen nach dem Weihegang ihre Hüte und hielten sie über die Rauchpfanne, damit sie das ganze Jahr hindurch keine Kopfschmerzen bekamen. Um Mitternacht bekam dann jeder ein Glas Schnaps und dazu einen Krapfen und Kletzenbrot.

Noch heute ist das Bleigießen in der Silvesternacht beliebt. Eine Schüssel mit kaltem Wasser wird auf den Tisch gestellt, dann in einem Löffel Bleistücke erhitzt und das flüssige Metall mit einem Ruck ins Wasser gegossen. Es entstehen dann allerlei Figuren und Symbole, aus denen man die Zukunft herauszulesen versucht. Früher wurde solches gerne auch in der Thomasnacht (am 21. Dezember), dem Winteranfang, gemacht.

Etymologen allerdings versichern uns, daß das Wort »Rauhnacht« nichts mit Rauch zu tun habe. Vielmehr bedeute es so viel wie haarig, pelzig, wie beim Rauchwerk des Kürschners. Nächte also, in denen die haarigen Teufel herumgeistern, in denen es »waizt«, d. h. geistert.

Schon der bedeutende bayerische Sprachforscher des 19. Jahrhunderts, Johann Andreas Schmeller, berichtet von den Raumnächten als der »Zeit zwischen Christi Geburt und heil. Drey-König, die der Volksglaube für besonders geeignet hält, sich mit der Geisterwelt in Verbindung zu setzen... Von dem, was in diesen Nächten Schauerliches und Geheimnisvolles vorgeht, weiß sich die junge Kinderwelt viel zu erzählen.« So schneidet zum Beispiel der »Semper« (Knecht Ruprecht) den Bauch auf und legt Kieselsteine hinein; in Franken kommt die »Hulde« über den Spinnrocken der unfleißigen Mägde ... Weit und breit ist das »Löbeln« (Wahrsagen) aus der Herdasche, gegossenem Blei u. ä. üblich. Auch enthielten sich mancherorts die Männer der Jagd zur Zeit der Raumnächte und die Frauen des Spinnens. Vieh wurde nicht am Brunnen, sondern im Stall getränkt und dergleichen mehr. – In

der Berchtesgadener Gegend wurden auch sog. »Rauchwecken« gebacken: Laibe aus Schwarzbrot mit einer Höhlung für die Mettenkerze. Auch ist das »Impwecken« überliefert, das Ausräuchern der Bienenstöcke: »Auf, auf in Gott's Nam, helfts wiederum z'samm; bringt's der Kirch a Wachs und uns an Honig, an quat'n und net z'wenig«.

Aber nicht nur in den Lüften jagte das »wilde Gejohle«, das wilde Heer, vorbei, auch aus dem Totenbereich unter der Erde kehren die Seelen in Scharen zurück. Um sie freundlich zu stimmen, setzte man ihnen Speis und Trank hin. Nirgendwo war es geheuer und überall drohte Schaden für Haus, Hof und Fluren. So stieg man selbst in die schrecklichsten Vermummungen, in dem Glauben mit der Verkleidung in wirkliche Totengeister und Dämonen gehe die Kraft auf die Vermummten über und verschaffe die Möglichkeit, die feindlichen, bösen Mächte zu vertreiben und durch Tänze und wilde Läufe

(Perchtenlaufen) die Fruchtbarkeit der Äcker zu vermehren. Je mehr Perchtenmasken unterwegs waren, desto mehr kam dies den Feldern zugute! Dabei gab es »schiache« und schöne Perchten.

Im Inntal schritten in der letzten Raumnacht vor Dreikönig vermummte Gestalten langsam und schweigend in die Bauernstuben, tanzten ein paar Takte und führten allerlei Unfug auf, bis das »Besenweiberl« eine Maske nach der anderen in die dunkle Nacht hinauskehrte. Arbeiten wie Mistfahren, Wäschewaschen und -aufhängen waren an diesen Tagen verboten und wurde von den Dämonen be-



»Die Drei Könige«,  
Radierung von J. F. von Goetz  
(1754 - 1815), Stadtmuseum München

strafte. Der Frau Percht, deren Kult wohl schon in die vorchristliche Zeit zurückgeht, die mit ihrer Schar ungetaufter Kinder in dieser Nacht herumzieht, mußte auch eine Schüssel mit Milch oder Schrotsuppe mit auf den Schüsselrand gelegten Löffeln angeboten werden. War am nächsten Tag ein Löffel heruntergefallen, dann mußte dessen Besitzer sterben. Die Tore wurden in dieser Nacht nicht geschlossen, damit die Percht hereinkamte. Auch wurde die letzte Glut aus der Rauchpfanne mit Weihwasser als ein Wunsch für eine gute Ernte auf das Feld gebracht.

Da in dieser Zeit auch die Zukunft offensteht, kann man etwas darüber erfahren, besonders auch im Traum. In den sogenannten »Loß-Nächten« (loosen = Zukunft erforschen wollen) hatte man »eine Frage an das Schicksal« frei. Manchmal waren die Zeremonien zur Zukunftserforschung schaudervoll, aber meist waren es Liebesorakel, die hier, wie in der Andreas- oder Thomasnacht, geübt wurden. So ging das verliebte Mädchen während der Rauhnächte in den Garten und warf ihren Pantoffel zwölfmal auf den Birnbaum. Blieb der Pantoffel einmal hängen, ging ihr Herzenswunsch in Erfüllung. Schaute es unter allerlei Brimborium in den Spiegel oder den Brunnen, konnte es darin das Bild seines zukünftigen Bräutigams erblicken. Doch konnte einem dabei auch Schlimmes angekündigt werden. Behielt der Baum den Pantoffel gleich beim ersten Wurf, so deutete dieses den Tod des Mädchens im kommenden Jahr an. Bei der hohen Sterblichkeitsrate in früherer Zeit, auch schon in jungen Jahren, ein durchaus nicht unglaubbares Orakel!

## Dreikönig

Die Geschichte der drei Weisen aus dem Morgenland, die zuerst die Botschaft von der Geburt Christi vernahmen und dem Stern zur Krippe folgten, gibt diesem Tag seinen dramaturgischen Akzent. So war es nicht verwunderlich, daß man schon früh – wohl bereits nach Überführung der Reliquien der heiligen Drei Könige von Mailand nach Köln im Jahr 1164 – die Erzählung in den Kirchen mit verteilten Rollen aufführte. Bald wanderte das Spiel, umgeben von Umzügen und farbenprächtigem Pomp, auf die öffentlichen Plätze, wobei der dunkelhäutige »König« Kaspar immer schon den mehr lustigen Part übernahm. Es dauerte nicht lange, bis er sich dann »selbständig« machte und als der Spaßmacher die nach ihm benannten Kasperltheater belebte.

Dieses bunte Dreikönigsspiel fiel dann der Reformation zum Opfer und es blieben nur die Sternsinger übrig, die mit Kronen aus Goldpapier und mit dem Stern auf einer langen Stange singend durch die Straßen zogen. Dabei war ihnen aber das Erheischen von Gaben schon sehr früh wichtiger als das Singen der Dreikönigslegende, denn schon Goethe rief ihnen nach: »Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern, sie essen und trinken und bezahlen nicht gern.« Heutzutage sammeln die Sternsinger vielerorts nicht mehr für sich selbst, sondern geben die Spenden weiter für einen guten Zweck – in vielen Pfarreien an das »Päpstliche Missionswerk der Kinder«. Besonders sehenswerte Sternsinger gibt es in Laufen, Kocheil, Seeshaupt oder Waldkirchen im Bayerischen Wald. Auf die jahrzehntelange Tradition des Töginger »Dreikönigssingens« braucht hier nicht eingegangen zu werden.

»20 + K + M + B + 01« wird bald über so manchen Türen mit Kreide geschrieben stehen. Dabei soll es sich nicht um die Anfangsbuchstaben der Drei Könige handeln, sondern um die des lateinischen Spruches »Kristus Mansionem Benedictet« (Christus segne dieses Haus), früher vom Begleiter der »Ausräucherer« auf die oberen Türbalken geschrieben.

Mit Dreikönig endet die Weihnachtszeit, die Christbäume werden

abgeräumt und die Krippen eingepackt. Mancherorts ist dieses aber auch erst an Mariä Lichtmeß (2. Februar) der Fall, wo auch die Wetterkerze geweiht wird.

## Lichtmeß und Blasitag

Mariä Lichtmeß ist seit dem Konzil von Ephesus, dem Sterbeort Mariens, im Jahr 431, das erste Fest im Jahr zu ihren Ehren. Nach Gottesdienst und Kerzenweihe trüfelte der Hausvater drei Tropfen vom neugeweihten Wachs auf ein Stück Brot, gab es den Kindern und zeigte es dem Vieh im Stall. Die geweihten Kerzen und Wachsstöcke sollten vor Krankheit und Tod, Blitz und Hagelschlag schützen. Fiel Lichtmeß auf einen Sonntag, waren Segens- und Schutzkraft besonders groß. Lichtmeßgeborenen sagte man hellseherische Gaben voraus, wie man auch aus der Flamme der Kerzen allerlei Zukunftsweissagungen deutete. Auch das kommende Wetter läßt sich schon zu Lichtmeß erkennen: »Lichtmeß im Klee – Ostern im Schnee«, heißt es zum Beispiel.

An Lichtmeß war früher auch Einstand und Abgang der Dienstboten. Wenn der Knecht sagte: »Bauer, wir zwei machen Lichtmeß«, so bedeutete das Aufkündigung seines Dienstes. Lichtmeß war aber auch Zahlag, man durfte die fälligen Zahlungen nicht vergessen: Auszahlung der Dienstboten, Abgabe der Mesnersammlung an den Pfarrer oder das »Stuhlzinslösen« für die Plätze in den Kirchenbänken, deren Namensschilder man gelegentlich noch in manchem alten Kirchenstuhl findet. Die letzte Arbeitswoche vor Lichtmeß hat bezeichnenderweise »Schinterwoche« geheißen, die Einstandswoche danach »Kaswoche«, in der noch Nachsicht geübt wurde und gelindere Behandlung üblich war. Bis 1912 war Lichtmeß übrigens offizieller Feiertag.

Die geweihten Kerzen wurden besonders auch schon am folgenden »Blasitag« (3. Februar) gebraucht. In der »Blasimeß« wurden kreuzweise vom Priester zwei Kerzen vor den Hals jedes Gläubigen gehalten, um ihn immun gegen Halskrankheiten zu machen. Der hl. Blasius († 316) soll ja einen Buben, dem eine Gräte im Hals stecken geblieben war, durch das Kreuzzeichen vor dem Erstickungstod gerettet haben.

Ab Lichtmeß folgten dann auch die sprichwörtlich gewordenen »Schlankeltag« (schlenkeln = Ausdruck für den Austritt der Dienstboten), eine Zeit des Nichtstuns bis zum Antritt einer neuen Dienstbotenstelle. Nach der Land- und Polizeiordnung von 1616 durfte sie aber nur vier Tage lang dauern, damit der Dienstbote »*etwan sein Gewandt zu bessern, oder sonsten etwas anders zu seiner notturfft zu verrichten*« vermochte. Doch nicht selten währte diese Zeit, besonders auf dem Lande, länger – oft die ganze Zeit zwischen Lichtmeß und Fastnacht, die »Schlenkelweil« genannt wurde.

Am Blasitag wurde auch der Wind »gfuaddert«, daß heißt man schleuderte Getreidekörner in die Luft mit den Worten »Wind, da hast was für dei Kind«. Oder man hielt ein Messer um die Ecke des Bauernhauses gegen den Wind: »Wind obschneid'n« nannte man dies. Auch stellte man zwei Stühle überkreuz an der Hausecke auf. Auf den Sitzflächen befand sich aufgestreutes Mehl. Wurde es weggeblasen, »dann hilft's geg'n an Sturm«. Auch wurde auf einen Tram (Balken) auf dem Dachboden eine Schüssel Milch aufgestellt, für's »Wilde Gjoad« (wilde Jagd) ... Und inzwischen befinden wir uns mitten im Fasching, einem eigenen Brauchtumskapitel, dessen Ursprung in den uralten Handwerkertänzen zur Fastnachtszeit liegt.

P.V.

Lit.: Simon Aiblinger: »Vom echten Bayerischen Leben« (BLZ-Verlagsgesellschaft); Johann Andreas Schmeller: »Bayerisches Wörterbuch« (Faksimile-Nachdruck, Oldenbourg-Verlag München 1985); Hans Einsle: »Das Bayerische Lexikon« (Bechtermünz Verlag); Privatarchiv Vornehm